

Irina Bühler
Als Forschende in der Partizipativen Forschung

Die Reihe DIALEKTIK DER BE-HINDERUNG ist inter- und transdisziplinär angelegt. Sie eröffnet den Zugang zu einem vertieften theoretischen Begreifen der sozialen Konstruktion von Behinderung in Form von Beiträgen zu einer synthetischen Humanwissenschaft. Sie versteht sich in den Traditionen kritischer Theorie, die immer auf eine veränderte gesellschaftliche Praxis im Sinne von Dekolonisierung und Überwindung sozialer Ausgrenzung zielt. Außerdem muss kritische Theorie im Bereich von Behinderung und psychischer Krankheit erweiterte Zugangswege kritischer Praxis eröffnen und sich von dieser ausgehend bestimmen, denn wie bereits Comenius festhielt: »Das Wissen, das nicht zu Taten führt, mag zugrunde gehen!«

Damit ist ein Verständnis von Behinderung und psychischer Krankheit zugrunde gelegt, das von dem bio-psycho-sozialen Wechselverhältnis von Isolation und sozialer Ausgrenzung als Kernbestand der Konstruktion von Behinderung ausgeht. Gegen diese Prozesse wird die generelle Entwicklungsfähigkeit aller Menschen durch menschliche Verhältnisse gesetzt, in deren Mittelpunkt, in Anlehnung an die »Philosophie der Befreiung«, Anerkennung und Dialog stehen.

Das einzig Heilige, das zählt, ist die Existenz des Anderen.

DIALEKTIK DER BE-HINDERUNG

Herausgegeben von Georg Feuser, Wolfgang Jantzen †, Willehad Lanwer,
Ingolf Prosetzky, Peter Rödler und Ursula Stinkes

Irina Bühler

Als Forschende in der Partizipativen Forschung

Rollenperformanz und Rollenkonflikt

Psychosozial-Verlag

*Für meine Kolleg*innen
aus der »Forschungsgruppe Kreativwerkstatt«*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2023 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Gießen

info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: © Gena96/shutterstock

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-3231-7 (Print)

ISBN 978-3-8379-7955-8 (E-Book-PDF)

Inhalt

Danksagung 9

Forschen – ein relationaler Prozess 11

Vorwort

Georg Feuser

Teil I

Ausgangslage

1 Einleitung 21

1.1 Eine Geschichte 21

1.2 Erkenntnisinteresse und Relevanz 25

1.3 Gliederung der Arbeit 27

2 Behinderungsbegriff 29

Teil II

(Wissenschafts-)theoretische und empirische Bezüge

**3 Empirische Sozialforschung –
Forschen in der
deutschsprachigen Sonderpädagogik
Überblick und Verortung** 35

3.1 Empirische Sozialforschung –
quantitativ und qualitativ 35

3.2	Qualitative Forschung in der deutschsprachigen Sonderpädagogik	43
3.3	Partizipative Forschung in der deutschsprachigen Sonderpädagogik	49
3.4	Verortung der vorliegenden Arbeit	54
4	Theoretische Einbettung: Zur Rolle der Forschenden	59
4.1	Die Rolle der Forschenden in der sozialwissenschaftlichen Forschung	59
4.2	Die Rolle der Forschenden in der deutschsprachigen Sonderpädagogik	80
4.3	Die Rolle der Forschenden in der Partizipativen Forschung	94

Teil III

Empirische Untersuchung

5	Ethnografie in der Partizipativen Forschung Umgang mit Implikationen und dem Verhältnis von Nähe und Distanz	101
5.1	Ethnografie: Als Forschende mittendrin	102
5.2	Forschungstagebuch und Ethnopschoanalyse: Umgang mit Nähe und Distanz	108
6	Forschungsdesign: Ethnografie in einem partizipativen Forschungsprojekt	115
6.1	Der Zugang zum Feld	115
6.2	Zusammensetzung der Forschungsgruppe	116
6.3	Gemeinsam forschen, arbeiten und lernen: Sitzungen der Forschungsgruppe anhand des Konzepts der Operativen Gruppe	117

6.4	Erhebung des Materials und der Umgang damit	121
6.5	Reflexion des Vorgehens	123

Teil IV

Ergebnisse

7	Meine Rolle(n) als Forscherin in einem partizipativen Forschungsprojekt	127
7.1	Plötzlich Projektmitarbeiterin	128
7.2	Meine Rollen im Verlauf des Projekts	139
7.3	Beziehungen innerhalb der Forschungsgruppe	193
7.4	Umgang mit verschiedenen Rollen, Beziehungen sowie Nähe und Distanz in der Partizipativen Forschung – ein Beispiel	225

Teil V

Konklusion

8	Diskussion der Ergebnisse und der Arbeit	245
	Literatur	253

Danksagung

Diese Arbeit schreiben und sie bald als Buch in meinen Händen halten zu können, war nur durch die Unterstützung, Mitarbeit und das Vertrauen vieler verschiedener Menschen, die mich inspiriert, motiviert und geprägt haben, möglich. Ihnen möchte ich an dieser Stelle herzlich danken.

Allen voran sind die aktuellen und ehemaligen Mitglieder der »Forschungsgruppe Kreativwerkstatt« zu nennen, ganz besonders meine langjährigen Kolleg*innen Mathias, Peter, Reto, Diana, Carla, Timo, Moritz, Maria und Urs. Ohne die gemeinsame Arbeit gäbe es dieses Buch nicht. Vielen Dank für die Zeit, die Gespräche, Auseinandersetzungen, die geteilten Erfahrungen, das Vertrauen und die vielen schönen, lustigen, intensiven, emotionalen Momente. Ich durfte viel von und mit ihnen lernen über Kommunikation, Beziehungen, Inklusion, Behinderung, aber vor allem auch viel über mich und die Gesellschaft, in der wir leben. Die gemeinsame Arbeit bereitete mir stets große Freude und tut es immer noch –, auf dass ihre Stimmen und die jahrelange gemeinsame Arbeit (weiterhin) Gehör finden und dabei helfen, Veränderungen anzustoßen.

Auch gilt mein Dank den Begleit- und Bezugspersonen der verschiedenen Institutionen sowie den Familienmitgliedern meiner Forschungskolleg*innen, die unsere Arbeit und Aktivitäten in unterschiedlicher Weise unterstützt, begleitet und bereichert, und somit letzten Endes auch zum Entstehen dieses Buches beigetragen haben.

Herzlich danken möchte ich Ingeborg Hedderich dafür, dass sie das Projekt mit der Forschungsgruppe an ihrem Lehrstuhl »Sonderpädagogik: Gesellschaft, Partizipation und Behinderung« an der Universität Zürich ermöglicht und stets unterstützt – und damit auch meiner Dissertation Tür und Tor geöffnet, sowie mich als Hauptreferentin bei diesem Prozess begleitet und unterstützt hat. Mein innigster Dank bezüglich der Betreuung gebührt ebenso Erich Otto Graf, der diese Arbeit als Nebenreferent

begleitet hat. Ich bin ihm dankbar dafür, dass er mich als Mitarbeiterin in diesem Projekt dabei haben wollte, er stets an mich und meine Fähigkeiten geglaubt und mir kurz vor seiner Pensionierung die Projektleitung anvertraut hat. Durch Erich Otto Graf durfte ich in diesen Jahren Dank seiner Erfahrung und seiner Belesenheit viel über verschiedenste Themen, Forschung und konkret für die Arbeit in der Forschungsgruppe, aber auch für das Leben lernen. Danke für die unzähligen Gespräche, Aufmunterungen, Motivationskicks, Hinweise und ganz besonders für das Vertrauen und die Freundschaft!

Auch bei meinen beiden Teamkolleginnen Arbnora Aliu und Melike Hocaoglu möchte ich mich von Herzen bedanken. Ohne die beiden hätte ich diese Projektarbeit und -leitung nicht stemmen können. Sie haben viel dazu beigetragen, dass ich das Erlebte auf diese Weise ver- und bearbeiten und in diesen Text einbringen konnte. Die Arbeit in der Forschungsgruppe (und was diese einem vor allem emotional und psychisch abverlangt hat), hat uns einander schnell nähergebracht, eine Freundschaft hat sich entwickelt. Wir haben gemeinsam diskutiert, reflektiert, philosophiert, geschimpft, gelacht, geweint und vieles mehr. Danke für die Unterstützung und Begleitung!

Dank gebührt auch unseren beiden Team-Supervisorinnen sowie meiner Psychotherapeutin, ohne die der gesamte Forschungsprozess wie auch das Schreiben dieses Textes nicht (in dieser Form) möglich gewesen wären.

Bei meinen ehemaligen Kolleg*innen am Institut Raphael Zahnd, Jeanne Reppin, Barbara Egloff, Monika Reisel, Franziska Oberholzer, Matthias Mejh und David Labhart möchte ich mich für den Austausch, die konstruktive Kritik, die Motivation sowie die gelegentlich benötigte Ablenkung bedanken.

Von ganzem Herzen möchte ich mich bei meiner Familie – meinen Eltern und ihren Partner*innen, meinen Schwiegereltern, meiner Schwester, Tante, meinem Partner und unseren Kindern – sowie meinen Freund*innen danken für die Liebe, das Vertrauen, Verständnis und die Unterstützung.

Forschen – ein relationaler Prozess

Vorwort

Georg Feuser

Mit »Wissenschaft« wird an erster Stelle die Forschung verknüpft und, wie über die letzten Jahrzehnte hinweg immer deutlicher zu beobachten war, die Lehre – und damit verbunden die domänenspezifische Qualifikation der Nachwuchsgeneration hinsichtlich einer wissenschaftlich fundierten Tätigkeit in den Feldern späterer Praxistätigkeit – zunehmend nicht nur geringgeschätzt, sondern nicht selten als eine Art lästiger und zeitraubender Appendix abgehandelt, in den Kräfte und Personal zu investieren für wenig effizient angesehen wird. Damit verbunden war, dass die Generierung von Fragestellungen zu praxisrelevanten Zusammenhängen, deren forschungsbasierte Beantwortung nicht nur rein statistisch zur Darstellung kommt, sondern auch hinsichtlich qualitativer Aussagen mit Bezug auf die Praxisfelder, denen sie entstammen, verbunden wird, um innovative Denk- und Handlungsanstöße zu geben, sich mehr und mehr aus dem Fokus der Zielsetzung von Forschungsvorhaben ausgeschlichen hat. Auf der Erscheinungsebene ist das nicht so offensichtlich, denn die Datenerhebung, welcher Art auch immer, bedarf der Praxisfelder und der Mitarbeit und Bereitschaft der dort tätigen Menschen und Fachpersonen – so z. B. in schulischen Kontexten der Bereitschaft der Kinder, Schüler*innen und Eltern, der Lehr- und Fachpersonen, in Feldern der Arbeit der Belegschaft einer Werkstatt oder im Bereich Wohnen die einer Wohngruppe –, Beobachtungen zuzulassen oder oft recht aufwendige Auskünfte zu geben und auf diese Weise Vertrauen in die Forschenden zu setzen. Dies, wie meine Erfahrungen über die Spanne meines aktiven universitären Berufslebens hinweg zeigen, ist meist verbunden mit der Hoffnung, dadurch aufgeworfene Probleme einer Lösung zuführen zu können oder neue Wege zu finden und voranzukommen. Keine Entwicklung in der Erziehungswissenschaft – die Lehrer*innen-*Bildung* in besonderer Weise eingeschlossen – verlangt die Wahrung und Weiterentwicklung der Einheit von Forschung

und Lehre und die von Theorie und Praxis in ihren übergreifenden gemeinsamen Kontexten eindeutiger, als die mit dem Stichwort der Inklusion in Kultur und Gesellschaft zu erbringende Leistung, ein selektierendes, ausgrenzendes, segregierendes, hierarchisch organisiertes und ständisch orientiertes Erziehungs-, Bildungs- und Unterrichtssystem (sEBU) in ein inklusives (iEBU) zu transformieren.

Dem entgegen werden Forschungsfragen oft in zirkulär sich ergebenden Zusammenhängen eines Lehrstuhles aufgeworfen oder es werden ausgedescribte Forschungsanliegen übernommen, durch deren Bearbeitung man dem Gütesiegel angestrebter Exzellenz näher zu kommen glaubt und damit verbunden auch der im Qualitätsranking ebenso hochfavorisierten Akquirierung von Drittmitteln zu entsprechen vermag. Es wird erforscht, was finanziert wird, und das ist leider oft nicht das, dessen das Fach im Allgemeinen und die Inklusion im Besonderen hinsichtlich des Erkenntnisgewinns für Theoriebildung und Praxis bedürfen.

Parallel zu einer qualitativen Ausdünnung der empirischen Sozialforschung und Zunahme der Orientierung an quantitativen Standards und Konzeptionen hat man sich in Kontexten der Integration respektive der Inklusion so weit verstiegen, von »Grundlagenforschung« und in der Heil- und Sonderpädagogik, in Wahrnehmung einer vermeintlichen Krise des Faches, in das es durch die Integration bzw. Inklusion geraten sei, von einem »Paradigmenwechsel« zu sprechen, ohne dass in der Community damit verbundene nennenswerte wissenschaftstheoretische Diskurse oder eine Auseinandersetzung z. B. mit der Fleck'schen und Kuhn'schen Wissenschaftstheorie und ihrer forschungsstrategischen Relevanz stattgefunden hätten. Ich erinnere einen Bericht in einer Zeitschrift, in der ein emeritierter Professor seine frühere Arbeitsstelle besucht. Er verlässt diese mit sehr widersprüchlichen Empfindungen und fasst seine Eindrücke in der Formel zusammen: »Hier wird geforscht, nicht gedacht!« – eine zu bedenkende Aussage. Sie negiert nicht, dass an Hochschulen und Universitäten und in der Forschungsförderung Veränderungen stattgefunden haben und im Gange sind, die solche Entwicklungen begünstigen und die Lehrstühle und deren Mitarbeiter*innen geradezu zwingen, von einer eigenen kritischen Einstellung den Forschungsfragen und Verfahrensweisen gegenüber Abstand zu nehmen, sich auf fragwürdige Auftragsforschungen einzulassen, um auf diesen Wegen die für die Karriere unabdingbare Promotion oder bezogen auf Juniorprofessuren nach Ablauf deren Laufzeit eine Festanstellung zu erreichen. Erklärende Gründe dafür, die mit einer zum Teil sehr

abwegig gelaufenen Umsetzung des Bologna-Prozesses korrespondieren, sind aber keine rechtfertigenden Gründe. Sich mit zivilem Ungehorsam bestimmten Zwängen zu verweigern und von einem egomanen Karriere-denken zu solidarischen Handlungsformen zu kommen, wäre noch immer einer Universität würdig – auch um sie vor dem Abgleiten in eine akademische Abrichtungsindustrie, die ihre Gründungsideen und historische Bedeutung buchstäblich zu verraten im Begriff ist, zu bewahren. Es gilt, uns selbst davor zu schützen, wie das Franco Basaglia (1924–1980) und Franca Basaglia Ongaro (1928–2005) in Kontexten der Demokratischen Psychiatrie mit der Öffnung der psychiatrischen Anstalten Italiens an verschiedenen Stellen ihrer Schrift zum Ausdruck gebracht haben, zu »Angestellten der Herrschaft«, zu »Zustimmungsfunktionären« und »Technikern des Praktischen Wissens« zu werden und »Befriedungsverbrechen« zu begehen (Basaglia & Basaglia Ongaro, 1980).

Weder die besagte Krise der Heil- und Sonderpädagogik noch der Paradigmenwechsel haben bis heute stattgefunden, was die eigentliche Krise der Pädagogik ausmacht. Sie drückt sich u. a. in der schon zu einer Art Selbstverständlichkeit von allgemeiner Akzeptanz gewordenen Integration der Inklusion in die Segregation aus – in einer »selektierenden Inklusion«. Dieses nicht nur begriffliche, sondern in der Geschichte der Pädagogik einmalige fachliche Paradoxon scheint nicht nur in der Unterrichtspraxis, sondern auch in Forschungszusammenhängen mit dem Grundgedanken der Inklusion, wie ihn die UN-Behindertenrechtskonvention in ihren zentralen Artikeln beschreibt und zu einem Menschenrecht gemacht hat, für kommensurabel gehalten zu werden.

Darin spiegeln sich durchaus die Traditionen einer biologistischen Sicht auf das Phänomen Behinderung und eine subjektiv-individualistisch und positivistisch fundierte erkenntnistheoretische und methodologische Denkhaltung im Feld der Wissenschaft, die weit in die bürgerliche Ideologie hineinreicht und in Feldern der Forschung einem Pragmatismus aufruft, der die Bedeutung der Gesellschaftlichkeit des Subjekts und der Verhältnisse zwischen den Verhaltensweisen der Subjekte noch nicht wirklich wahrgenommen hat und von einem dialektischen Denken noch weit entfernt ist. Das verknüpft sich auch mit einem Verständnis von Objektivität in der Forschung, die um so mehr gegeben scheint, je entfernter und entfremdeter die Forscher*innen, möglicherweise auch entgegen eigener persönlicher Impulse, dem Gegenstand ihrer Forschung bleiben, der in Feldern der Pädagogik überwiegend Subjekte sind. Dass Forschungskon-

texte und ihre Designs aus dem Gedanken der Solidarität mit denen, zu denen und über die bislang geforscht wurde, entwickelt werden und deren Fragen, Bedürfnisse und Interessen den Forschungsprozess leiten, wie es die Disability Studies fordern und im Sinne Partizipativer Forschung als behindert geltende Personen als gleichberechtigte Mitarbeiter*innen in den Forschungsprozess inkludiert sind, stellt in traditionellen Denkbildern nicht nur die Objektivität der Forschung infrage, sondern verweist die Forscher*innen aus dem Feld der Wissenschaft. Partizipatives Handeln, wie ich es in meiner Arbeit an der Universität Bremen zu hören bekam, wird für unwissenschaftlich erklärt. Das lässt an eine Soziologie denken, wie sie August Comte (1798–1857) entwickelt hat und wie sie auch im Neopositivismus präsent geblieben ist, dessen Denken primär an der Weiterentwicklung der Produktivkräfte bei Erhalt der Produktionsverhältnisse orientiert ist, also die technischen Wissenschaften priorisiert und die gesellschaftswissenschaftliche Forschung am liebsten in eine behavioristische Psychologie hinein auflösen würde.

Ich glaube, wir belügen uns gerne selbst dahingehend, wie sehr diese Formen der Wissenschaftlichkeit und Forschung noch immer die fachliche Wirklichkeit bestimmten, auch dann und dort, wo sie unter »Inklusion« firmiert und alles als »inklusive« attribuiert – auch dahingehend, wie weitgehend diese Komponenten in einer Input-Output-orientierten Pädagogik unter Ausschluss der Prozesslogik von Veränderungen, die wir als »Entwicklung« bezeichnen können, systemisch leitend sind, was seinen Ausdruck u. a. auch in der Versessenheit auf das Messen und Bewerten findet, das die Exklusionen reguliert und die Inklusion in die Selektions-Segregations-Verhältnisse des sEBU hineinzwingen. Auch scheint verdrängt zu bleiben, dass Forschende sich aus Gründen, die Methodologie nicht zu beeinflussen und die Objektivität ihrer Arbeit zu wahren, selbst zu Objekten machen, die Subjekte ihrer Beobachtungen und Erhebungen zu Forschungsgegenständen verdinglichen, den Forschungsprozess als einen linearen Verlauf sehen und sich dem eigenen Schaffen entfremden.

Auguste Comte hatte als Sekretär von Henri de Saint-Simon (1760–1825) und vertraut mit der Bewegung eines utopischen Sozialismus des Saint-Simonismus, dem auch Édouard Séguin (1812–1880) verpflichtet war, die Chance, seine Arbeiten, geleitet von einem schon hochentwickelten dialektischen Denken, zu entwerfen. Er blieb aber einem Physikalismus und Biologismus verpflichtet und gesellschaftlichen Prozessen gegenüber nahezu agnostisch. Wie weit sind wir das auch in der Pädagogik geblieben

und schreiben neupositivistische Denk- und Forschungsweisen völlig paradox auch unter den Prämissen der Inklusion, der Disability Studies und mit dem Anspruch Partizipativer Forschung fort?

Mit solchen Gedanken befasst, verlasse ich wieder einmal eine renommierte Fachtagung zu Fragen der Inklusion. Es gab gekonnte Präsentationen von Forschungsvorhaben, die mit aufwendiger Videografie in so benannten »inkluisiven Unterrichtssettings« beachtliche Mengen an Beobachtungsdaten erfassten, die MAXQDA-basiert transkribierten, Kategorisierungen und Scorebildungen vornahmten und sie komplexen Analysen unterzogen, deren Ergebnisse, in beeindruckenden Grafiken gefasst, projiziert wurden. Aber ich erfahre nichts darüber, in welche gesellschaftliche Gesamtsituation und Kontexte der Inklusionsentwicklung die Forschungsvorhaben eingebettet sind, was den Ausschlag für die je spezifischen quantitativen und qualitativen Anteile und die Organisation der Vorhaben gegeben hat, welche Kriterien für die Übernahme bestimmter Funktionen und Rollen im Forschungsprozess relevant waren und wie sich die Forscher*innen in diesem selbst definierten und sich veränderten, welches Verständnis von Behinderung (Nicht-Behinderung), Inklusion, Unterricht und Didaktik dem Beobachteten zugrunde gelegt war oder zu welchen übergeordneten Zielen oder Entwicklungsprozessen mit den Ergebnissen beigetragen werden soll; ich erfahre auch nichts darüber, wie die Subjekte, die Gegenstand der Forschung waren, diese aufgenommen und verarbeitet haben und auch nichts über die (Herrschafts-)Verhältnisse, denen das Forschungsvorhaben entstammt und an die es seine Ergebnisse rückvermittelt.

Kam es zu Rückfragen, so bezogen sich diese wesentlich auf methodologische Aspekte, und kam eine Diskussion auf, so lehrte sie mich zu begreifen, dass Forschung keinem Anwendungsnutzen verpflichtet zu sein habe, dem ich dem Grundsatz nach zustimme, aber anmerken muss, dass eine solche Position nicht losgelöst vom Forschungsvorhaben zu sehen ist, ob sich dieses z. B. mit Fragen des Verhältnisses der Allgemeinen Relativitätstheorie zur Quantenmechanik befasst, die beide zu einem anderen Weltmodell führen, als gäbe es das je andere nicht, oder ob ich in einem inklusiven Setting wirksam werdende Ausgrenzungsprozesse erfassen möchte und welche Personen denen ausgesetzt und exkludiert sind, was die Fragen nach den Ursachen und Folgen für die betroffenen Personen, deren Biografie, hinsichtlich ihrer Lebens- und Tätigkeitszusammenhänge aufwirft und noch viele andere Faktoren betrifft.

Wieder sehe ich mir vermittelt, dass die Geschichte der Integration und Inklusion bis heute eine vielfach dichotome ist:

1. In der Inklusion fixieren sich noch immer die Mechanismen der Selektion, Ausgrenzung und Segregation (z. B. im Sinne der »selektierenden Inklusion« und der Aufrechterhaltung der Sonderinstitutionen).
2. In dem ihr zugrundeliegenden Verständnis von Behinderung als kulturelle und soziale Konstruktion bleiben Anteile eines essenziellen-biologistischen, defizitorientierten Verständnisses der Behinderung (z. B. im Sinne des nicht-integrierbaren, sogenannten »harten Kerns« an schwerstmehrfach beeinträchtigten und sozial herausfordernden Personen).
3. Gegen eine anerkennungs-basierte, gleichberechtigte und gleichwertige, an Kompetenzen orientierte aktive (erforderlichenfalls auch advokatorisch-assistiv unterstützte) Teilhabe an Gesellschaft und Kultur stehen die strukturelle und restriktive Gewalt der Institutionen und die Macht paternalistischer Restriktion möglicher Selbstbestimmung.
4. In den Disability Studies hinein wirken die Dominanz der Forschungsinteressen der akademischen Forscher*innen als Besitzer*innen der Produktionsmittel der Forschung (z. B. Finanzen, Methodologie und Technologie), soll doch, wie Anne Waldschmidt schon vor 20 Jahren postuliert hat, Behinderung als ein erkenntnisleitendes Moment für die Analyse der Mehrheitsgesellschaft dienen, die aus Sicht der Behinderung untersucht wird und nicht umgekehrt, wie es eigentlich üblich ist (Waldschmidt, 2003, S. 16).

Und die Partizipative Forschung? Sie ist Gegenstand der vorliegenden Arbeit. Irina Bühler schreibt:

»Bei der dieser Arbeit zugrundeliegenden Untersuchung handelt es sich um ein gemeinsames, partizipatives Forschungsvorhaben im Bereich der Inklusion mit der grundlegenden Frage, wie wir gemeinsam forschen, wie wir uns verständigen und im weitesten Sinne gemeinsam leben (können)« (S. 26).

Dieses auf den ersten Blick vielleicht als trivial eingeschätzte Verstehen Partizipativer Forschung in Kontexten der Inklusion erweist sich im Fortgang der Studie in Referenz zu den vielseitigen Reflexionen der

selbst definierten und zugeschriebenen Rollen der Forscherin im Gesamt des Forschungsprozesses und im Spiegel des geführten Forschungstagebuchs als ein gut belegtes Beispiel, wie die oben skizzierten Dichotomien überwunden werden können. Die mit Blick auf sozialwissenschaftliche Forschung wegweisende Arbeit von Erich Otto Graf (2008), die sich nicht als Handlungsanleitung, sondern weit eher als Reflexionsleitfaden versteht, und der von ihm initiierte und geleitete Verein »Forschungsgruppe Kreativwerkstatt«¹ bilden zusammen mit der Studie von Irina Bühler ein komplexes Feld, in dem das partizipativ Mögliche im noch geteilten und fraktionierten Wirklichen deutlich aufscheint. Die Autorin beschreibt:

»In dieser Arbeit wird aufgezeigt, wie es ist, Forscher*in (konkret Forscherin) in einem partizipativen Projekt zu sein und gemeinsam mit verschiedenen Menschen zu forschen, und wie sich die gemeinsame Tätigkeit auf die forschende Person und ihre Rolle auswirkt. Dabei wird ein Weg beschrieben, wie es möglich ist, in dieser Form zu forschen. Es wird geschildert, wie damit umgegangen werden kann, involviert zu sein, in Interaktion, Austausch und Beziehung mit den Forschungskolleg*innen bzw. -objekten zu stehen, selbst Teil der untersuchten Situation zu sein und dennoch die nötige Distanz zu wahren, respektive diese immer wieder herzustellen, um das Ganze betrachten und etwas über das Zusammenleben, über Inklusion erfahren zu können (S. 27).

Mit dieser Studie wird in der Publikationsreihe »Dialektik der Be-Hinderung« eine neue Seite aufgeschlagen. Es bleibt den Leser*innen überlassen, zu gewichten, inwieweit der Inklusion über den Weg Partizipativer Forschung im Sinne der Disability Studies, nicht nur ein neuer, sondern ein richtiger Pfad gewiesen werden kann.

Zu Beginn der Entwicklung der Integration in der BRD im Übergang von den 1970er in die 1980er Jahre habe ich bei vielen Aktionen immer wieder betont: Integration fängt in den Köpfen an – in unseren! Bezogen auf die hier thematisierten Zusammenhänge bin ich zu sagen geneigt: Par-

1 Siehe <https://www.forschungsgruppe-kreativwerkstatt.ch/die-kreativwerkstatt>. Das Motto dabei ist: »Wir erforschen die Gesellschaft ausgehend von Behinderungserfahrungen.« Im November 2016 übernahm Irina Bühler die Leitung der »Forschungsgruppe Kreativwerkstatt«.

tizipative Forschung im Sinne der Disability Studies fängt in den Köpfen der (akademischen) Forscher*innen an – durch Reflexionen ihrer selbst.

Konstanz und Basel, im September 2022

Literatur

- Basaglia, F. & Basaglia-Ongaro, F. (1980). Befriedungsverbrechen. In dies. (Hrsg.), *Befriedungsverbrechen. Über die Dienstbarkeit des Intellektuellen* (S. 11–61). Europäische Verlagsanstalt.
- Fleck, L. (1980). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Suhrkamp.
- Graf, E. O. (2008). *Forschen als sozialer Prozess*. Verlag an der Reuss.
- Kuhn, T. S. (1967). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Suhrkamp.
- Waldschmidt, A. (2003). »Behinderung« neu denken: Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. In dies. (Hrsg.), *Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Tagungsdokumentation* (S. 11–22). Bifos.

Teil I

Ausgangslage

»What then does it take to have something to say? It takes two things. The first is a puzzle, something about the social world that is odd, unusual, unexpected, or novel. The second is a clever idea that responds to or interprets or solves that puzzle. Everything else – the methods, the literature, the description of data – is really just window dressing. The heart of good work is a puzzle and an idea.«

[»Was braucht es dann, um etwas zu sagen zu haben? Es braucht zwei Dinge. Das erste ist ein Rätsel, etwas über die soziale Welt, das seltsam, ungewöhnlich, unerwartet oder neuartig ist. Das zweite ist eine clevere Idee, die auf dieses Rätsel reagiert, es interpretiert oder löst. Alles andere – die Methoden, die Literatur, die Beschreibung der Daten – ist wirklich nur Schaufensterdekoration. Das Herzstück guter Arbeit ist ein Puzzle und eine Idee.«]

Andrew Abbott (2004, S. xi, Übersetzung I. B.)

1 Einleitung

1.1 Eine Geschichte

Es ist Montag, der 21. September 2015, kurz vor 13 Uhr. Meine Schwester und ich haben uns soeben hingesetzt und der Zug nach Basel verlässt den Bahnhof Luzern. Meine winzige Tochter liegt in meinen Armen. Vor knapp zwei Monaten kam sie zur Welt. Eigentlich bin ich noch bis Ende des Jahres im »Mutterschaftsurlaub«¹, aber heute ist eine Ausnahme: Ich

1 Die Mutterschaftsentschädigung wurde in der Schweiz am 1. Juli 2005 eingeführt. Dabei haben erwerbstätige Mütter für die ersten 14 Wochen nach der Geburt des Kindes Anspruch auf eine Mutterschaftsentschädigung, die 80 Prozent des vor der Niederkunft erzielten durchschnittlichen Erwerbseinkommens entspricht und als Taggeld ausgerichtet wird (siehe <https://www.bsv.admin.ch/bsv/de/home/sozialversicherungen/eo-msv/grundlagen-und-gesetze/mutterschaft.html>). Während dieser 14 Wochen (für Angestellte beim Kanton Zürich, wie ich es in dieser Zeit war, sind es 16 Wochen, siehe <https://www.zh.ch/de/arbeiten-beim-kanton/fuer-hr-profis/handbuch-personalrecht/definition/rechte-und-pflichten/mutterschutz.html>) haben Mütter Anrecht auf einen bezahlten Mutterschaftsurlaub. In der Schweiz wird noch immer häufig von »Mutterschaftsurlaub« gesprochen, sogar von offizieller Seite (siehe <https://www.zh.ch/de/wirtschaft-arbeit/arbeitsbedingungen/arbeitssicherheit-gesundheitsschutz/mutterschutz-am-arbeitsplatz.html#1344161868>). Diese Zeit hat nicht das Geringste mit Urlaub zu tun. Die einzige Gemeinsamkeit, die der Mutterschutz in der Schweiz mit Urlaub hat, ist, dass beides für viele Leute zu kurz ist. Zudem sollte dieses Zeitfenster im 21. Jahrhundert in Zeiten einer angestrebten Gleichberechtigung nicht nur die Mutter, sondern beide bzw. alle Elternteile egal welchen Geschlechts miteinschließen. Neu erhalten Väter in der Schweiz auch zwei Wochen vom Staat bezahlten »Vaterschaftsurlaub«, was auch von offizieller Seite so benannt wird, obwohl es »Vaterschaftsentschädigung« heißt (siehe <https://www.ahv-iv.ch/de/News-Infos/post/vaterschaftsentschaedigung>). Wieso auch dieses Konstrukt aus verschiedenen Gründen nicht dem Zeitgeist entspricht, kann an dieser Stelle nicht diskutiert werden. Aus den ausgeführten Gründen wird im weiteren Verlauf der Arbeit von »Elternzeit« gesprochen, auch wenn dies nicht der aktuellen offiziellen Bezeichnung in der Schweiz entspricht.

halte ein Referat auf einer Tagung. Seit Oktober letzten Jahres arbeite ich in einem partizipativen Forschungsprojekt gemeinsam mit Menschen mit und ohne sogenannte »Beeinträchtigungen« – die Jobzusage empfang ich fast zeitgleich mit dem positiven Ergebnis des Schwangerschaftstests. Heute stellen wir unser Projekt und die gemeinsame Forschungstätigkeit zum ersten Mal auf einer wissenschaftlichen Tagung² vor. Meine Schwester begleitet mich, um während des Symposiums auf ihre Nichte aufzupassen und mich damit zu entlasten, damit ich mich auf das Referat konzentrieren kann. Da ich noch stille, war für mich klar, dass ich nur nach Basel reisen und an der Tagung teilnehmen würde, wenn ich meine Tochter mitnehmen kann, wenn ich also jemanden mit dabei habe, der oder die sie während des Symposiums betreut – ihr älterer Bruder würde zu Hause bei seinem Vater bleiben. Wir teilen uns die Care-Arbeit und an den Montagen betreut mein Partner die Kinder.

Bereits beim Einsteigen in den Zug kann ich die Unterstützung meiner Schwester gut gebrauchen. Der Einstieg in den Zug ist nur über eine schmale Treppe mit drei Stufen möglich. Ich würde es zwar schaffen, mit Kinderwagen samt Baby, Wickeltasche und Rucksack einzusteigen, allerdings wäre das eher umständlich und mühsam. Andere Reisende um Hilfe bitten, wäre zwar auch eine Option, jedoch kommt mir die Begleitung durch meine Schwester aber auch im Zug drinnen gleich nochmals entgegen: Es gibt im Wagon keinen Platz für den Kinderwagen. Wir müssen ihn auseinandernehmen, zusammenklappen und verstauen. Wäre ich allein unterwegs, müsste ich das alles mit dem Baby im Arm machen. Das würde ich sicherlich auch irgendwie hinbekommen, aber ich bin sehr froh, dass ich das nicht muss und ich bereits hier und jetzt die Unterstützung meiner Schwester in Anspruch nehmen kann.

Der Zug fährt los, ich schaue nach draußen, die Sonne scheint, es ist ein wunderbarer Tag. Ich freue mich auf die Tagung und das Wiedersehen mit meinen Kolleg*innen³ aus der Forschungsgruppe, gleichzeitig bin ich

2 Im Rahmen der 50. Arbeitstagung der Dozierenden der Sonderpädagogik in den deutschsprachigen Ländern vom 20. bis 22. September 2015 in Basel. Der Titel der Tagung ist »Bildungs- und Erziehungsorganisationen im Spannungsfeld von Inklusion und Ökonomisierung«.

3 In Anlehnung an Kremsner (2017) verwende ich geschlechtsbezogene Konstruktionen mit Genderstern: »Dieser Stern soll ausdrücken, dass eine eindeutige, dichotome und in sich geschlossene Zuordnung von Geschlecht bzw. Gender (bspw. männlich oder weiblich) aufgebrochen wird« (ebd., S. 12).

nervös und etwas angespannt wegen des Referats. Hoffentlich funktioniert das alles!

Als wir am Tagungsort ankommen, treffen wir vor dem Gebäude auf ein paar Mitglieder der Forschungsgruppe. Sie scheinen sich zu freuen, mich nach längerer Abwesenheit wieder zu sehen, und auch ich freue mich sehr, sie alle zu treffen. Jedoch stellt sich die Frage, ob meine Kolleg*innen sich über das Wiedersehen mit mir, oder eher über das Kennenlernen des Babys freuen. Es scheint mir, dass sie sich viel mehr für das neugeborene, kleine Wesen im Kinderwagen – das bei unserem letzten Treffen noch in meinem Bauch war – als für mich interessieren, was ich ihnen nicht verübeln kann.

Wir richten uns im Raum, wo unser Symposium⁴, das wir gemeinsam mit der Projektleiterin Ingeborg Hedderich durchführen, ein. Ich stille meine Tochter und wechsele ihre Windel, danach übernimmt meine Schwester ihre Betreuung. Für das Symposium verlassen die beiden den Raum, gehen spazieren. Es ist für mich wichtig, dass sie nicht in der Nähe bleiben, denn so kann ich mich auf das Symposium und mein Referat konzentrieren. Wären die beiden im Raum oder im Flur vor dem Zimmer, wäre das schwieriger. Würde ich beispielsweise meine Tochter draußen weinen hören, würde mich das stark ablenken, aus der Fassung bringen und ich würde dann vermutlich zu ihr wollen, auch wenn ich weiß, dass sie bei meiner Schwester gut aufgehoben ist und diese sich um alle ihre Bedürfnisse in den nächsten zwei Stunden kümmern kann und das auch tun wird.

Die letzten Tage habe ich zu Hause mein Referat vorbereitet, entweder mit dem Baby in der Wippe neben mir auf dem Tisch, während unser älteres Kind beim Mittagsschlaf oder in der Kindertagesstätte war, oder während mein Partner die beiden betreute. Nun sitze ich hier in Basel in einem Raum des Instituts für spezielle Pädagogik und Psychologie der Pädagogischen Hochschule (Fachhochschule Nordwestschweiz, FHNW), bin etwas nervös und angespannt – bald halte ich mein erstes Referat im Projekt mit der Forschungsgruppe. Einerseits fühlt es sich sonderbar, fast

4 Der Titel des Symposiums ist »Equity and Inclusion in der partizipativen Forschung« mit den Referaten von Ingeborg Hedderich (»Warum ist die partizipative Forschung für den Erkenntnisgewinn in der Sonderpädagogik wichtig?«), Erich Otto Graf (»Wie können wir gemeinsam forschen?«), Mitgliedern der Forschungsgruppe Kreativwerkstatt (»Die Untersuchung der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals. Untersucht, beschrieben und dargestellt durch dort beschäftigte Menschen«), Arbnora Aliu (»Reflexion eigener Erfahrungen in der Forschung«) und mir selbst, der Verfasserin (»Forschung und Assistenz: Die Forscherin im Zwiespalt von Forschen und Unterstützen«).

surreal an, gleichzeitig aber auch vertraut. Die letzten zwei Monate habe ich hauptsächlich in einer »Neugeborenen-Kleinkind-Familien-Wohngemeinschafts-Blase« verbracht. Das war und ist schön, anstrengend, bereichernd, überwältigend, überfordernd, emotional, ermüdend, beflügelnd, alles gleichzeitig und/oder abwechselnd. Jetzt hier zu sein, ohne Familie, ohne das Baby, löst auch ambivalente Gefühle in mir aus: Es ist eines der wenigen Male in den letzten zwei Monaten, bei denen es um mich geht, ich die Verantwortung für dieses Neugeborene in andere Hände lege und nicht in der Zwischenzeit etwas für die Familie, den Haushalt oder meine eigene »Grundversorgung« mache, sondern etwas, das ich mehr oder weniger freiwillig, etwas, das ich für mich mache, etwas, das ich möchte, das für mich wichtig ist. Das fühlt sich im ersten Moment etwas ungewohnt und fremd an, aber bereits im nächsten Augenblick bin ich bereit dafür, bin eingetaucht, angekommen. Ich verlasse die »Familien-Baby-Blase« für die kommenden zwei Stunden.

Das Symposium und auch mein Referat verlaufen gut, ich bin zufrieden. Danach unterhalte ich mich noch mit zwei Studentinnen, die mir Fragen zur Arbeit in der Forschungsgruppe stellen. Ich sehe, wie meine Schwester mit meiner Tochter im Arm den Raum betritt, worüber ich mich freue, allerdings bin ich nun zuerst noch im Gespräch mit den Studentinnen. Trotzdem bin ich von dem Moment an nicht mehr hauptsächlich in der Rolle der Referentin und Forscherin, sondern auch wieder stärker in derjenigen der Mutter – ich bin wieder beides, oder etwas dazwischen, aber keines von beidem »richtig«. Und ich bleibe auch beides, als ich mich kurze Zeit später mit meiner Tochter im Arm zu meinen Kolleg*innen geselle. Und ich bin auch immer noch aktiv in beiden Rollen, als ich das Baby meinem Kollegen Peter⁵ in die Arme lege und er diesen »neuen«, winzigen Menschen voller Freude und auch mit ein wenig Stolz in seinen Armen hält und anstrahlt.

Im Zug auf dem Weg zurück nach Luzern, je weiter wir uns von Basel und der Tagung örtlich wie auch zeitlich entfernen, umso mehr verdrängt meine Rolle als Mutter diejenige der Forscherin, auch wenn ich noch für eine Weile dem Treffen mit meinen Kolleg*innen, der Tagung, dem Symposium und dem Referat in Gedanken nachhänge.

5 Im vorliegenden Text werden lediglich die Namen meiner drei Teamkolleg*innen, der Erstbetreuerin meiner Dissertation, sowie von Personen aus der akademischen Gemeinschaft in nicht-anonymisierter Form verwendet.